

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung  
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.  
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage  
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.  
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung:  
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—  
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)  
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die  
Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpeditoren.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Balle in München.

## Inhalt:

### I. Hauptartikel.

Die Ausstellung altfranzösischer Meister im Louvre. Von  
Karl Voll.

Ein Niesen-Kirchenprozeß. Von D. G. (Edinburg).

### II. Bücher und Zeitschriften.

Oskar Vogt: „Der goldene Spiegel“ und Wielands poli-  
tische Ansichten. — L. Schweinburg: Handbuch der  
allgemeinen und speziellen Hydrotherapie.

### III. Allgemeine Rundschau.

Die Ausstellung der leztjährigen ägyptischen Funde in London.

### IV. Godtschulnachrichten.

## Die Ausstellung altfranzösischer Meister im Louvre.

Von Karl Voll.

Im ganzen Mittelalter sind für künstlerische Dinge die Franzosen das tonangebende Volk in Europa gewesen. Ihre Verdienste in Literatur, Architektur und Plastik sind zu bekannt, um hier noch erörtert zu werden. Diese bevorzugte Stellung haben sie bis an das Ende des 14. Jahrhunderts eingenommen, wo durch den frühzeitigen Tod ihres tüchtigen Königs Karl V. das Land auf lange Jahre hinaus dem größten Elend preisgegeben wurde. Nur in der Malerei konnte man bei ihnen nicht die gleiche Kraft finden und man nahm darum im allgemeinen an, daß sie ihren Bedarf an Gemälden hauptsächlich durch germanische Künstler decken ließen, wie diese von den Niederländern und den Seitentälern des Rheins zu ihnen gekommen waren. Aber es ist doch nur eine Sache des gesunden Menschenverstandes, um zu erkennen, daß ein Volk, das in allen übrigen Künsten damals eine so herrliche Begabung gezeigt hat und das in neuerer Zeit seit bald zweihundert Jahren, von Watteau an bis zu den großen Lichtmalern der Gegenwart, ein glänzendes malerisches Genie beweist, schon damals wenigstens nicht ganz ohne alle Fähigkeit und Lust gewesen sein kann, sich auch in der Malerei zu betätigen. Wirklich lehren die Urkunden, die Fresken und die Miniaturen in unzweideutiger Sprache, daß Frankreich im Mittelalter eine Malerschule besessen hat, die im wesentlichen den gleichen Prinzipien folgte wie die französische Plastik. Es ist darum mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß auch gegen Ende des 14. Jahrhunderts, wo alle Künste so hoch entwickelt waren, die französische Malerei nicht ganz verächtlich gewesen sein kann. Diese Erwägung ist aber doch nur ein Ergebnis des logischen Denkens. Es handelt sich darum, das historische Material zu ihrer Begründung beizuschaffen, und das ist seit kurzem auch derart beigebracht worden, daß man eine französische Malerschule im eigentlichen Mittelalter sowohl wie für das 15. Jahrhundert nachweisen konnte. Freilich decken sich nun hier die Resultate der rein historisch arbeitenden, bloß die Tatsachen verzeichnenden Kunstwissenschaft nicht immer mit den Erwartungen der konstruierenden Theorie. Im nachfolgenden soll versucht werden, den Tatbestand für das 14. und 15. Jahrhundert so zu schildern, wie er sich heute darstellt.

Auf der berühmten Ausstellung altniederländischer Malerei in Brügge befanden sich eine Anzahl von interessanten, zum Teil schon vielbesprochenen Bildern, die man schlechterdings nirgends unterzubringen mußte. Da tauchte da und dort die Vermutung auf, daß diese rätselhaften Bilder, die zwar ein einigermaßen altniederländisches Aussehen hatten, aber doch nicht ins Bereich dieser Ausstellung zu passen schienen, französischen Ursprungs seien. Henri Bouchot nun, der sich seit langer Zeit die Erforschung seiner heimischen Kunst mit so großem Erfolg angelegen sein läßt, faßte in schönem Patriotismus und im glücklichsten Eifer für seine Wissenschaft den Entschluß, eine Ausstellung altfranzösischer Kunst mit besonderer Betonung der Malerei zu veranstalten, und schon nach zwei Jahren ist ihm dieses schwierige und so sehr dankenswerte Unternehmen geglückt. Im Pavillon de Marjan des Louvre wurde im vergangenen April eine überaus gut arrangierte Ausstellung eröffnet, wo in sehr übersichtlich gegliederten Gruppen uns zahlreiche Gemälde von dem Ende des 14. bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts vorgeführt werden, die man als französische ausgeben möchte und, um das schon jetzt zu sagen, wirklich zum größten Teil dafür ausgeben darf.

Von besonderem Interesse waren natürlich die ältesten Werke, in denen gewissermaßen der Keim für die ganze Entwicklung der französischen Malerei gesucht werden muß. Da waren noch aus dem 14. Jahrhundert einige hochbedeutende Gemälde gekommen, darunter als ältestes das Brustbild des Königs Johann II. des Guten, das ungefähr um 1360 gemalt ist. Man hat es mit großer Wahrscheinlichkeit einem französischen Künstler, dem Girard d'Orléans, zugeschrieben. Es handelt sich hier um ein echtes, nach dem Leben und in Lebensgröße gemachtes Porträt, das grundverschieden ist von den mittelalterlichen Idealbildnissen, deren wir ja noch viele besitzen. Der Künstler sucht mit einer geradezu epochemachenden Energie die individuellen Züge auf und arbeitet sie zwar noch etwas spitz, aber doch kräftig und im ganzen erfolgreich heraus. Bemerkenswert ist, daß dieses sehr stattliche Bildnis, das in Tempera auf eine auf Holz geflechte Leinwand gemalt ist, den Eindruck einer riesigen Miniatur macht.

Noch bedeutender und in mancher Hinsicht überraschend ist das sogenannte Parement de Narbonne, eine dreigeteilte Darstellung von Passionszügen mit der Kreuzigung als Mittelgruppe. Das merkwürdige Stück, das zwar schon jahrzehntelang im Louvre hängt, aber erst in neuerer Zeit die verdiente Berücksichtigung fand, ist eine auf Stoff gemalte Grisaille und kann so nicht mit vollem Recht zur Malerei gerechnet werden; aber es steht ihr nahe genug, um doch hier behandelt zu werden. Rechts und links von dem Kreuze knien die Stifter, als die einwandfrei nachgewiesen sind König Karl V. und seine Gattin Jeanne de Bourbon. Da nun Karl V. 1380 gestorben ist, kann das Werk nicht später entstanden sein. Man sucht es ungefähr auf 1374 zu datieren. Diese Jahreszahl, die höchstens um eine geringfügige Kleinigkeit irren wird, ist ganz unerwartet. Wenn man das Parement nur stilkritisch zu beurteilen hätte und von französischer Kunst nichts wüßte, so würde man es einem Künstler aus der Jugendzeit und Nähe des Martin Schongauer geben, die doch viel später fällt. So weit greift es über den Rahmen der Kunst des 14. Jahrhunderts hinaus! Es handelt sich

hier in der That um ein Werk von weitgehender Bedeutung, so einfach das Material auch ist, mit dem der Meister gearbeitet hat. Hier schon kündigt sich jene Kraft und Empfindung der Bewegung an, die man erst im 15. Jahrhundert zu finden gewöhnt ist, und wieder atmen die auf ihre Wahrheit noch heute leicht zu kontrollierenden Stifterporträte eine Sicherheit im Erfassen der natürlichen Wahrheit, daß wir vor dem *Parlement de Narbonne* zunächst einmal von einem Höhepunkt der Kunst sprechen dürfen. Aber wir werden trotz der erwähnten nach vorwärts weisenden Tendenz insofern auch von einem Endpunkt reden müssen, als jedenfalls auf die Meister, die in dem eng begrenzten Gebiet des Porträts — und eben nur auf ihm — so viel Wahrheitsinn entfaltet, nunmehr ein neues Geschlecht kommen mußte, das diesen Sinn auf dem ganzen Gebiete der in der Malerei darzustellenden Körperwelt zu betätigen begann. Der Meister des *Parmentes* von *Narbonne* ist zum mindesten in Frankreich längere Zeit tätig gewesen; der Stil des Werkes gehört der Pariser Schule an, so wie wir sie aus der Plastik kennen. War er ein Franzose? Die einen jagen ja und nennen vermuthungsweise *Jean d'Orléans* als Urheber, die anderen nehmen lieber flandrischen Ursprung des Künstlers an. Ein endgültiges Urtheil läßt sich zur Zeit nicht fällen, aber als bestimmt darf die Thatfache gelten, daß das *Parment* von *Narbonne* den Geist der Pariser Schule atmet, gleichviel welcher Herkunft der Künstler war, und daß Paris also sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts fähig zeigt, in der Malerei Werke hervorzubringen, die, soweit der Zeitstil in Betracht kommt, höchsten Ranges sind.

Da das *Parment* von *Narbonne*, trotzdem es den spätmittelalterlichen Stil nicht verleugnet, doch in mancher Hinsicht auch den Stil des naturtrohen 15. Jahrhunderts vorbereitet, wird die Frage brennend, ob nicht vielleicht in diesem Pariser Künstlerkreis, zu dem nachweisbar so viele Niederländer gehört haben, die Kräfte tätig gewesen sind, die den glänzenden Aufschwung der flandrischen Kunst vom Beginne des 15. Jahrhunderts unterstützt haben. In der That findet sich die schon früher beobachtete, aber erst neuerdings besser gewürdigte Thatfache, daß das älteste Denkmal der bildenden Kunst, das vor dem Genter Altar der Brüder *Van Eyck* entstanden, schon deren charakteristische Malweise und Auffassung in fast persönlicher Identität zeigt, nämlich das in *Chantilly* aufbewahrte herrliche Gebetbuch des Herzogs von *Bergh* nicht nur zahlreiche Beziehungen zur Art des *Parmentes* von *Narbonne* aufweist, sondern auch mit ziemlich großer Sicherheit in Paris entstanden ist. Wir können uns kaum mehr gegen die Möglichkeit verschließen, daß die Kunst des *Van Eyck* in direkter Verbindung mit der Pariser Schule steht. Diese Perspektive wird manchem recht kühl erscheinen. Sie verdient jedoch in solch vorsichtiger Stigmatisierung alle Beachtung. Das Räthsel des Ursprungs der ehaischen Malerei muß lösbar sein, so verzweifelt schwierig es auch aussieht, und man hat allen Grund froh zu sein, daß die Pariser altfranzösische Ausstellung uns so schöne Hoffnungen erweckt und die Wege zeigt, auf denen wir vielleicht zur Wahrheit vordringen können. Die Pariser Schule hat einige der notwendigen Vorbedingungen geschaffen, aus denen die in Dienste der französischen und burgundischen Fürsten stehenden flandrischen Künstler, zu denen ja *Van Eyck* gehört hat, den neuen Stil entwickeln konnten. Sie hat auch manches von ihrem berühmten delikaten Geschmack und ihrer erstaunlichen technischen Verbe als Erbgut an die ihnen damals politisch und kulturell so nahe stehenden Flamen abgegeben. Aber im übrigen war es die alte germanische Latkraft, die der neuen ehaischen Kunst ihren Charakter gab, das muß im Gegensatz zu manchen chauvinistisch-französischen Ansprüchen, die man heute hört, gesagt werden. — Wenn man bis jetzt von den vorehaischen Gemälden cisalpiner Abstammung sprach, wußte man nur wenige Bilder zu nennen. Die Ausstellung brachte nun eine erkleckliche Anzahl von teilweise ausgezeichneten Werken bei, z. B. das bekannte aus Dijon stammende Triptychon bei *Konrad Weber* in Hamburg, das vielgliedrige Tafelwerk bei *Herrn Chardon* in Brüssel, zwei kleine Gemälde aus der Sammlung *Friedrich Rippmanns*,

des leider so früh verstorbenen Direktors des Berliner Kupferstichkabinetts, mehrere kleine Tafeln aus dem *Louvre* und *Barcello*: sie galten früher meistens als flandrische Arbeit und manche gingen unter dem Namen *Broederlam*, der gerne, aber mit Unrecht, als einziger greifbarer Vorläufer des *Van Eyck* genannt wird. Alle diese Arbeiten und eine recht große Anzahl, die ihnen nahe verwandt sind, lassen sich nunmehr als französische Kunstwerke bestimmen. Sie haben aus der Geschichte der altniederländischen Malerei zunächst auszuscheiden und können höchstens als erklärende Verbindungsglieder herangezogen werden. Entwicklungsgeschichtlich läßt sich leider zur Zeit noch wenig aus ihnen entnehmen. Sie sind grotenteils sehr hübsch, aber fast möchte ich sagen charakterlos, und jedenfalls läßt sich aus ihnen der Uebergang zur Kunst des 15. Jahrhunderts nicht erklären. Vielleicht wäre das möglich gewesen, wenn das Verlobungsaltdärchen *Richards II.* von England aus dem Besitz von *Lord Pembroke* hätte ausgestellt werden können. Nach der schönen Photographie von *Adolf Braun* zu schließen muß dieses Bild, das 1396 gemalt ist und allerdings ohne zwingende Beweisführung einem Pariser Künstler von niederländischer Abstammung, dem *Beauneveu*, zugeschrieben wird, manche Frage zu lösen imstande sein. Der rechte Flügel mit der *Madonna* und den singenden Engeln gehört gewiß zur Pariser Schule; denn seine nächsten Verwandten sind die berühmten nordfranzösischen *Madonnen*. Diese *Madonna* ist aber auch schon eine Vorläuferin von *Van Eycks* *Madonnen*, wie wir sie aus der schönen kleinen Antwerpener Brunnenmadonna oder aus dem prächtigen Berliner Kirchenbild kennen. Das Bild des angeblichen *Beauneveu* ist leider nicht ausgestellt worden, weil es bei Gelegenheit einer früheren Verhauausstellung einen Sprung bekommen hatte und aus dem übrigen beigebachten Material konnte etwas Bestimmtes nicht entnommen werden. Das ist wirklich verhängnisvoll.

Es liegt keineswegs an dem kleinen Umfang dieser jetzt als französisch erkannten Gemälde, daß wir zur Zeit sie nicht besser verwerten können. Wir besitzen ja auch einige Bilder dieser Zeit, die einen beträchtlichen Umfang haben; auch diese helfen uns nicht weiter. Das wichtigste unter diesen größeren Stücken ist das *Marthirium* des heiligen *Dionys*. Es wird im *Louvre* aufbewahrt und darf nach seiner Qualität als ein Hauptwerk gelten. Das in der That sehr bedeutende Gemälde stammt von einem Künstler von hohen Gaben, feiner Empfindung und großer technischer Stärke. Man spürt besonders in der Figur des *Senkers*, der dem Heiligen das Haupt abschlägt, das Drängen nach naturalistischer Wahrheit; aber alle die unleugbaren großen Vorzüge auch dieses Bildes liegen auf mittelalterlichem Boden. Die neue Zeit wird nicht in ihm vorausgesagt. Hier ist eine so hohe Stufe innerhalb der mittelalterlichen Kunst erreicht, daß man füglich von einer Blüteperiode sprechen kann. Die Zeit war vielversprechend. Wir Heutigen, die wir das Leben der damaligen Kunst aus so wenig abgerissenen Details mühsam konstruieren müssen, wissen jedoch diese Versprechungen noch nicht zu fassen und zu deuten. Die Frage wird übrigens noch besonders verwickelt, wenn wir die Autorschaft untersuchen. Das Bild trägt rein französische Charakter in der Typus der Leute, sowie in seinen Beziehungen zur damaligen Plastik und Buchmalerei. Es soll aber gemalt sein, wenn wir den allerdings nicht mit beweisender Kraft herangezogenen Urkunden glauben wollen, von einem Pariser Künstler, namens *Jean Malouel*. Dieser ist von niederländischer Abstammung. Ein charakteristisches Hauptwerk der Pariser Schule von 1400 wäre demnach von einem gebürtigen Niederländer gemalt. Man sieht, daß wir zur Zeit nur über die Vertlichkeit im Klaren sind. Es hat im Mittelalter eine französische Malerschule gegeben, deren Hauptstich Paris gewesen ist und deren Charakter bestimmt war durch eine Mischung von französischen und germanischen Elementen. Diese Mischung ist überaus gelungen, weil im Norden von Frankreich damals noch immer sehr stark mit den Nachwirkungen der wiederholten Einwanderungen von Germanen zu rechnen ist, so daß die französische Kultur an sich schon für etwaige germanische Beeinflussungen leicht zugänglich war. Die Blütezeit dieser

Pariser Malerei können wir in das letzte Drittel des 14. Jahrhunderts verlegen, wo der Iyrische etwas weltferne Stil des Mittelalters sich der epischen Realistik des 15. Jahrhunderts nähert und besonders das Porträt den Malern die Aufgabe bestimmter Naturtreue, zumal in Hinsicht auf die bereits hoch entwickelte Plastik ziemlich häufig und nachdrücklich stellte. Der Stil entspricht im allgemeinen durch seine raffinierte Eleganz dem der Plastik; im allgemeinen gleicht die Malerei damals aber der gleichzeitigen Sienefer und der sogenannten kölnischen Kunst. Mit dem Wort „sienesisch“ ist nun auch ein weiterer Faktor angedeutet, der hier bestimmend mitgewirkt hat: die italienische Kunst war sowohl durch die nach Frankreich übergesiedelten Päpste wie auch durch die kosmopolitischen Beziehungen der damaligen französischen Könige in Frankreich wohlbekannt. Italienische Künstler haben damals im ganzen Frankreich ihre Tätigkeit entfalten dürfen und ihr Einfluß ist überall nachweisbar. So muß mit ihrer Tätigkeit gerechnet werden, wenn der Charakter der französischen Malerei vom Ende des 14. Jahrhunderts bestimmt werden soll, und dadurch wird der Fall kunsthistorisch recht kompliziert.

Dem neuen Stil, wie er uns in den Niederlanden auf einem datierbaren Bild zum erstenmal 1432 im Genter Altar entgegentritt, entspricht bereits durchaus unter den in Paris ausgestellten Gemälden — abgesehen von der Qualität! — eine Mater misericordiae aus dem Museum von Bay. Sie hat wohl ursprünglich als Kirchenfahne gedient und ist kaum später als 1420 anzusehen. Das Stück ist äußerlich recht unscheinbar und hat darum selbst auf der Ausstellung nur wenig Beachtung gefunden. Aber da es nun einmal in so frühe Zeit hinaufreicht, so verdient es besondere Berücksichtigung. Es ist eines der frühesten Gemälde — wenn nicht das früheste —, das im endlichen Charakter gehalten ist. Besonders die vielen Porträte, die sich unter den von der Jungfrau beschützten Scharen befinden, erinnern so lebhaft an niederländische Schärfe, daß man auch wirklich an Beeinflussung durch flandrische Kunst gedacht hat. Ein Anbetracht der sehr frühen Datierung ist nun mit einer Uebertragung fremder Ideen, die doch eine gewisse Zeitdauer erfordert, wohl weniger zu rechnen, als mit rein niederländischem Ursprung überhaupt. Da die Porträte zum Teil Franzosen darstellen, ist allerdings auch eine Verbindung mit Frankreich sichergestellt.

Man will diese ehemalige Kirchenfahne als direkte Vorläuferin eines großen Hauptstückes der französischen Malerei des 15. Jahrhunderts nehmen, der triumphierenden Jungfrau Maria von Enguerrand Charonton aus dem Jahre 1453 und somit eine ununterbrochene, selbständige Entwicklungsreihe feststellen. Hier stehen wir einem außergewöhnlich gut beglaubigten Werke gegenüber. Der Abbe Mequin, der sich um die Erforschung der altfranzösischen Malerei so große Verdienste erworben hat, entdeckte vor einigen Jahren den zwischen dem Besteller und dem Maler des Bildes geschlossenen Kontrakt. Man liest mit Interesse die unzähligen Detailvorschriften, die dem Künstler gemacht wurden und wundert sich, daß trotzdem eine so gute Arbeit zustande gekommen ist. Die Szene zeigt in der himmlischen Glorie die Krönung Maria und auf beiden Seiten die Scharen der Seligen. Auf der Erde sieht man die Toten aus den Gräbern aufsteigen. Ein feiner Sinn für Liebenswürdigkeit ist dem Wilde eigen, der sich besonders in dem anmutigen Haupte Maria ausdrückt; die Färbung nur ist etwas laut und arbeitet mit übertrieben reicher Verwendung von Rot. Der Maler war Franzose. Die Tafel ist jedoch hauptsächlich aus niederländischem Einfluß zu erklären und die Verwandtschaft mit den Werken der Brügger und Brüsseler Schule ist ganz unverkennbar, und somit ist es um die unmittelbare Selbständigkeit in der Entwicklung der französischen Malerei, soweit wenigstens die Tätigkeit des Charonton in Betracht kommt, schlecht bestellt. Gerade dieser Altar, der urkundlich als französische Arbeit gesichert ist, läßt so recht den Umschwung der Verhältnisse erkennen. Wenn bis gegen 1400 französischer Geschmack in der Malerei vorwiegend gewesen war, so ist das jedenfalls im 15. Jahrhundert

nicht mehr der Fall. Da waren je nach der geographischen Lage die Niederländer oder die Deutschen die Gebenden, und mitunter ist, besonders im Süden, in der Gegend von Avignon, noch immer mit italienischem Einfluß zu rechnen.

Dieses Verhältnis, das die französischen Elemente als die abhängigen erscheinen läßt, spricht sich besonders klar in den Werken des Jean Fouquet aus, die in schöner Vollständigkeit zusammengetragen waren. Auf einer Wand hingen in stolzer Reihe die verschiedenen Porträte, die man ihm zuschreibt, und in ihrer Mitte die Madonna des Antwerpener Museums, zu der sich nach so langer Zeit wieder einmal das dazu gehörige Bildnis des Estienne Chevalier gesellte, das im Berliner Museum aufbewahrt wird. Zwar alle die unter Fouquets Namen zusammengefaßten Werke werden freilich von ihm gemalt sein. Trotz des so ungewöhnlich günstigen Umstandes, daß die Bilder so unmittelbar zum Vergleichen nebeneinander gehängt waren, konnte man sich nicht recht einigen. Die Erhaltung ist eben zu ungleichmäßig. Man wird wohl außer den genannten Gemälden von Berlin und Antwerpen auch die Bildnisse Karls VII. und des Kanzlers des Ursins, vielleicht auch das schöne charaktervolle Bildnis eines älteren Herrn beim Fürsten Liechtenstein als zusammengehörig annehmen dürfen. Ob dagegen das Porträt der Sammlung Wilczek von Fouquet gemalt ist, erscheint mir höchst fraglich, wiewohl es gewiß in seine Nähe gehört. In allen diesen Werken bekommt man den Eindruck viel weniger der französischen Abstammung als der Beeinflussung durch die niederländische Kunst, besonders aus der Richtung des Dirk Bouts; daneben weiß man ja, daß in den Miniaturen des Fouquet Anordnung und Ornament sehr lebhaft Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Italien zeigen. Die hohe schöpferische Originalität, wie sie den flämischen, holländischen und deutschen Künstlern dieser Zeit eigen gewesen ist, kann man nicht einmal bei Fouquet finden, der doch entschieden ein tüchtiger Meister war und innerhalb der französischen Malerei eine große Rolle spielt. Seine Porträte sind mehr auffallend als wirklich markant. Das stoffliche Interesse wiegt oft genug vor und dabei hat Fouquet nicht die große Freiheit und künstlerische Sicherheit in der Behandlung der Details wie die Niederländer.

Im Anschluß an die Beobachtung, daß Fouquet den Niederländern an technischen Feinheiten nachsieht, sei auch eine generelle Bemerkung gemacht. Man kann jetzt aus französischem Mund recht sonderbar klingende Urteile über das Verhältnis der französischen Malerei zur niederländischen hören. Vor allem ist es jetzt in Frankreich Mode geworden, bei den Niederländern von einer ängstlichen Feinmalerei zu sprechen und ihnen die französischen Maler als großzügige Naturalisten gegenüberzustellen. Das scheint mir eine nicht ganz unbefangene Art der Betrachtung zu sein; denn die vermeintliche Großzügigkeit der Franzosen ist in dieser Zeit doch eigentlich nur Dürftigkeit, während die angebliche Menglichkeit der Niederländer in der Tat nach wie vor als eine höchst geschmackvolle, selbstlichere, vollkommen freie Sorgfalt gelten darf.

Die französische Malerei entbehrt im 15. Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen ebenso sehr des künstlerischen Reizes wie sie ihn in so unerwartet hohem Maße am Ende des 14. Jahrhunderts besessen hat. Das sieht man auch an den großen Werken des berühmten Hauptmeisters der probengalischen Schule, des Nicolas Froment von Avignon. Von ihm wurde das urkundlich beglaubigte Bild aus der Kathedrale von Aix ausgestellt, der brennende Dornbusch von 1474—1476. Hier zeigt sich sogar eine gewisse Haltlosigkeit; der Künstler schwankt zwischen frohem, in den männlichen Figuren leicht zur Karikatur führendem Realismus und einer nicht gerade glücklichen Idealisierung, die seine weiblichen Heiligen mit einer fast jafilosen Anmut ausgestaltet. Das Bild ist sehr stattlich und ohne Frage eine wackere Arbeit. Es gibt seinem Urheber inmitten der allgemeinen Kunstentwicklung eine ähnliche Stellung wie sie in Deutschland Friedrich Herlin eingenommen hat, und wie bei Herlin geht auch bei Froment das Fremde neben dem Einheimischen her, ohne daß man diese Faktoren leicht scheiden könnte. Wir wissen, daß in Avignon außer französischen auch viele holländische und italienische Maler ge-

arbeitet haben. Sie scheinen alle an Froment abgefärbt zu haben. Zimmerlin vertritt er diese Mischkunst, die schließlich auch einzelne charakteristisch französische Typen aufweist, so gut, daß man von einer Schule des Froment sprechen und ihr mit Bestimmtheit eine ganze Anzahl von Werken zuweisen darf, die bis jetzt schwer unterzubringen gewesen sind. Das wichtigste und schönste darunter ist wohl die Auferweckung des Lazarus im Besitz des Herrn v. Kaufmann in Berlin. Verfasser hat sie früher an dieser Stelle für eine holländische Arbeit erklärt und sie nicht für französisch gelten lassen. In der Tat wiegen auch in ihr die holländischen Elemente vor, die sehr lebhaft an Werke wie die des Duwater und des Geertgen von Haarlem erinnern; späterhin glaubte Referent jedoch Friedländer beistimmen zu dürfen, der den von Holland her beeinflussten Froment als Autor vorge schlagen hat. Nun aber, wo ich mehrere Wochen lang das beglaubigte Hauptwerk des Froment bequem mit der Auferweckung des Lazarus vergleichen konnte, kehre ich zu meiner Ansicht zurück, daß diese Auferweckung nicht von Froment herrührt; dagegen muß ich sie doch für französisch halten und zwar in die nächste Nähe des Meisters von Avignon stellen. Dem Froment ist dann wohl sicher zuzuschreiben die überlebensgroße Figur eines heiligen Bischofs aus dem Seminar von Avignon, und diesem Stück möchte ich als nah verwandt, wenn auch gewiß nicht von demselben Künstler gemalt, anreihen die zwei großen Heiligen der Alten Pinakothek in München, die in unserem Katalog als neapolitanische Schule angeführt sind. Sie sind auf Eichenholz gemalt und weisen in der Landschaft durchaus unitalienische Züge auf, die sich am besten aus niederländischem Einfluß erklären lassen und sich mit den in der französischen Landschafterei häufigen Motiven nah berühren. Der eine der beiden Bischöfe ist auch ein französischer Heiliger, Ludwig von Toulouse, und sein Gewand ist reich mit den französischen Lilien besät. Hier sei nun auch noch einer sehr glücklichen Beobachtung gedacht, die Dr. Warburg vor zwei Jahren in der Pinakothek machte und die er wohl selbst gelegentlich weiter verfolgen wird. Er entdeckte auf der kleinen, an sich sehr hübschen, aber durch den gar nicht günstigen goldenen Rahmen doch unvorteilhaft wirkenden Verkündigung, die man bis jetzt in die Schule des Filippo Lippi zu setzen pflegte, das Wappen von Jacques Coeur von Bourges. Das Bild zeigt in der Tat große Verwandtschaft mit der authentischen Verkündigung des Fra Filippo Lippi, die auch in der Pinakothek aufbewahrt wird, trägt aber im reichen, dabei etwas dunstigen, gar nicht florentinisch hellen Kolorit so viel Fremdartiges in sich, daß ich es nie für eine rein italienische Arbeit gehalten habe. Früher mußte ich die Frage ungelöst lassen; jetzt aber glaube ich mit Bestimmtheit ein französisches Gemälde und zwar aus der Gruppe des Fouquet in ihr zu erblicken.

(Schluß folgt.)

### Ein Riesen-Kirchenprozeß

Von großem allgemeinen Interesse ist soeben in London vor dem House of Lords als höchster Berufungsinstanz des Landes endgültig entschieden worden. Er betrifft einen Streit der Free Church und der United Free Church in Schottland; beteiligt sind auf seiten der ersten etwa 25 Geistliche, welche gegen 1100 Amtsbrüder Prozeß anstrebten wegen Mitnahme des Kirchenvermögens bei ihrem Austritt aus der alten Free Church; der Streitgegenstand betrifft Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen, Colleges (an Hochschulen) und Stiftungen im Gesamtwerte von etwa 4- bis 5,000,000 Pfd. St. oder 80 bis 100 Millionen Mark.

Wie kam die ganze Sache? Um den Fall zu verstehen, ist es wohl gut, zunächst an die allgemeinen Eigenschaften der Schotten in religiösen Dingen zu erinnern. Freiheitsliebend, selbständig, hartköpfig ist der Schotte im

allgemeinen in politischen Dingen; er ist es doppelt in religiösen Fragen. Die Kämpfe um den Glauben im 16. und 17. Jahrhundert sind wohl kaum irgendwo mit mehr Eifer und Wille ausgefochten worden als in Schottland. Und wie das Volk zu John Knox' Zeiten war, so ist es heute noch. Auf der einen Seite ist es ja ein erfreuliches Zeichen, daß das religiöse, kirchliche, dogmatische Interesse noch so lebendig im Volke ist — es ist es nicht mehr in so manchen Staaten des Festlandes; aber hier lebt die Religion im Volke noch, und für nichts hat der Schotte so reges Interesse wie für dogmatische Fragen und seine Kirche. Es wird wohl wenige Städte geben, wo man etwa folgende Zeitungsnotiz lesen kann, die ich so wiedergeben möchte: „Aus der Kirche. In der letzten Sitzung des Kirchengemeinderats der East United Free Church machte Se. Hochwürden Herr Pfarrer R. R. Gilder von seiner Absicht Mitteilung, seine Stelle aufzugeben. Sein Grund ist, daß er Goldstream für überreich mit Kirchen versehen (overchurched) ansieht; es gibt dort nämlich nicht weniger als drei Kirchen der United Free Church, außer den Kirchen der Staatskirche und der bischöflichen Kirche.“ (Goldstream ist ein Ort von 1500 Einwohnern; The Scotsman, 2. Aug. 1904, S. 8; „Ecclesiastical“.)

Schottland ist das Land der Kirchen und der Schulen. In der Hauptstadt Edinburg mit der zugehörigen Hafenstadt Leith (rund 400,000 Einwohner) gibt es neben den großen kirchlichen Parteien (1902: Staatskirche 54 kirchliche Gebäude; United Free Church 88; Episcopal Church 24; Baptist Church 9; Congregational Churches 11; katholisch 6 kirchliche Gebäude) noch etwa 20 Sekten, zum Teil je wieder mit mehreren kirchlichen Gebäuden, eigenen Schulen u. s. w.

Die Landeskirche ist die Church of Scotland, hervorgegangen aus John Knox' Reformation 1560. Ihr Charakteristikum ist das Reformiertsein und der Grundsatz des Establishment, das heißt kurz gesagt: sie ist *statlich*. Die Frage der Rechte des Staates in kirchlichen Dingen nun hat die Schotten von jeher tief beschäftigt, und so haben sich denn in den Jahren 1733 und 1761 zwei Abteilungen gebildet, die der *Presbyterianer*, welche jede Einmischung des Staates in innerkirchliche Dinge ablehnten und sich auf dem Grundsatz der eigenen Verwaltung durch Kirchenälteste (der Geistliche an der Spitze) und Gemeinde selbständig einrichteten. Sie ernannten ihre Geistlichen selbst, und unter diesen gab es keine Rangordnung. Ihre beiden Zweige vereinigten sich wieder zur United Presbyterian Church 1847.

Die Frage der Ernennung der Geistlichen durch den Staat (Patronage) jedoch beschäftigte die schottischen Gemüter weiter, und innerhalb der Established Church gab es stets zwei Parteien im Hinblick auf diese Frage, eine schärfere, strengere, und eine mildere, losere. Die Frage wurde brennend, als um 1840 der Staat einige Kanonenboote nach dem Norden zu senden hatte, um die von ihm ernannten und eingesetzten Geistlichen gegen ihre Kirchengemeinden zu schützen. Jetzt, 1843, trat die mildere Partei, (etwa 600, die Mehrzahl der damaligen staatskirchlichen Geistlichen), geführt von Dr. Chalmers, Begg u. a., aus der Staatskirche aus (the Disruption) unter Verzicht auf alle Einkünfte und Rechte. In feierlichem Zuge ging es von der in der schottischen Kirchengeschichte berühmten Assembly Hall auf dem Schloßberg von Edinburg hinunter nach Cannonmills, und hier wurde unter freiem Himmel unter erstem Gebet und Singen — wie in den Tagen des Covenant — die Free Church gegründet. Man sprach sich im Grundsatz für Establishment, also für Eingreifen des Staates in kirchlichen Dingen aus, erklärte aber, der gegenwärtige Zustand sei unhaltbar und man könne so lange nicht staatskirchlich sein, als die damaligen Gesetze beständen.

Die neue Kirche blühte; zunächst zwar war man arm; die Geistlichen hatten kein Haus, wo sie ihr Haupt niederlegen, die Gläubigen kein Haus, wo sie ihre Gebete verrichten konnten. Allein man schickte sich in die Zeit, und Gaben flossen von allen Seiten, und stolz stand man

halb denen gegenüber, die in der Established Church verblieben waren.

Allein, wie es so geht, die Alten und Gründer waren mächtig gewesen, die Jünger und Schüler gingen über die Lehrer, und bald fand man kaum irgendwo stärkere Gegner des Staatseinflusses als in der neuen Free Church. Und siehe da, als nach einigen Jahrzehnten unter Lord Beaconsfield das anstoßgebende Gesetz des Patronage abgeschafft wurde, da — war keine Rede davon, daß die Free Church in den Schoß des Staates zurückkehrte. Sie blieb für sich und blühte weiter, baute Kirchen über Kirchen, gründete Schulen und Colleges an den Hochschulen, sandte ihre eigenen Missionare aus und bildete alles in allem eine der angesehensten kirchlichen Körperschaften in Schottland mit etwa 1100 Geistlichen.

Allein, Einigkeit macht stark. Die Macht dieses Wortes wird nie mehr gefühlt als in Kriegs- und Kampfeszeiten, und so hatten schon 1847 die Presbyterianer gefühlt, daß sie am besten ihre Arbeit in Friedenszeiten — das Sektieren — wieder aufheben und hatten sich demgemäß wieder vereinigt. Und da nun die Free Church ihren Grundsatz des Establishment tatsächlich und als offenes Geheimnis aufgegeben hatte, so trennte sie eigentlich wenig mehr von den Presbyterianern, die gleichfalls mächtig und stark waren. Einige dogmatische Unterschiede konnte man begraben; aber waren sie und die Free Church einig, so war keine kirchliche Partei in Schottland stärker als sie und dann konnte man es vielleicht wagen, Schritt für Schritt gegen die andern vorzugehen. Schläue Köpfe, Principal Rainy, Haupt der Free Church an der Spitze, sahen diese Möglichkeit, und sie ludte das Bild ihrer künftigen Stärke im politischen Kampfe. Was geschah? Der Fall wurde lange erörtert, verschoben so lange die alten Free Church-Leute aus den Gründerzeiten noch lebten; aber 1900 konnte man es endlich wagen, mit dem direktesten Antrage auf Vereinigung mit den Presbyterianern vor die Kirchenversammlung zu kommen. Wieder tagte man droben in der Assembly Hall. Die besten Redner sprachen für die Vereinigung, und alles schien sich in Wohlgefallen aufzulösen. Doch ein kleines Häufchen, 25 bis 30, leisteten Widerstand und hielten die alten Grundsätze der Free Church hoch. Sie waren droben im Norden geboren, wo die dicksten Köpfe wachsen, und die neuen Gedanken der vorgeschrittenen Tieflande waren noch nicht bei ihnen durchgedrungen. Man versuchte sie zu überzeugen, man wurde hinhin, und endlich wies man ihnen voll christlichen Eifers, aber wenig liebevoll, die Kirche und sagte ihnen, sie können ja gehen. Es half nichts, daß sie sagten, sie seien die Alten und in ihrem Eigentum: die Tür blieb ihnen verschlossen; so war Einigkeit in der Versammlung hergestellt und die Bündler siegen. In feierlichem Zuge — nach alter Sitte — ging es nun hinunter, diesmal über die belebteste Hauptstraße nach dem Waverley-Markt, und hier wurde nun — die vereinigten Presbyterianer hatten den Bundesantrag einstimmig angenommen — wieder unter freiem Himmel die United Free Church konstituiert. Es war ein großer Erfolg für diejenigen, die den Bund zustande gebracht hatten, und man war eine Achtung und Furcht gebietende Macht für alle Andersgläubigen.

Allein, die 25 wollten nicht ruhig sein. Man machte sie lächerlich, war streng und wies sie ab, indem man selbst von dem ganzen Besitzum der Free Church Besitz behielt, und ihn für die Neuzuzugekommenen gemeinsam mitberwendete; ja, die 25 mußten froh sein, daß sie nicht sofort aus ihren eigenen Kirchen u. s. w. vertrieben wurden. Man war forsch ihnen gegenüber und vertraute darauf, daß sie nicht vor Gericht würden; denn dazu gehört im Königreich Großbritannien besonders das eine, was auch sonst zum Kriegführen gehört — Geld —, und das hatten die paar armen Hochlandsgemeinden nicht.

Doch, außerordentliche Fälle spornen zu außerordentlichen Leistungen an, und einige gute Freunde fanden sich doch für das kleine Häuflein, und so konnten sie endlich vor Gericht gehen. Allein der erste Richter in Edinburgh fand das Recht auf der anderen Seite, und nun hatten sie weniger als nichts. Natürlich ging man vor die nächste In-

stanz, den höchsten schottischen Gerichtshof, und diesmal war die Sache schon ernster. Allein wieder fand der High Court of Session, daß die Aenderung rechtmäßig gewesen sei, und daß die 25 also kein Recht mehr an das Vermögen der Free Church haben. Nun war die Lage der 25 verzweifelt. Prozeßfahren ist furchtbar teuer, und die Entscheidung in London war nach allem unsicher. Wenn hätten sie nun wohl Vergleiche angenommen; allein die Sieger dachten nicht daran, ihn anzubieten. So blieb der Minderheit nichts anderes übrig, als den Fall vor das House of Lords zu bringen. Da waren sechs Richter; im Zweifelsfalle, bei Stimmengleichheit, entschied die Stimme des Vorsitzenden. Ganz England wurde allmählich auf den Prozeß aufmerksam, der nun den höchsten Gerichtshof des Landes acht Tage beschäftigte. Man zählte die Stimmen; drei waren nach ihren Neußerungen für die Minderheit; drei — darunter der Vorsitzende — für die Mehrheit. Da — starb der Vorsitzende, und es wurde nötig, nach Ernennung des neuen Lordkanzlers den Fall noch einmal zu verhandeln. Gleichzeitig wurde mit besonderer Vorsicht eigens ein weiteres Mitglied in den Gerichtshof gewählt. Inzwischen waren nun der bisher siegreichen Mehrheit offenbar doch auch gewisse Zweifel gekommen, und man bot der Minderheit 50,000 Pfd. St. (= 1 Million Mark) als Abfindungssumme an. Allein nun verlangte diese ihr Recht und verzichtete auf Vergleich. So kam es zur neuen Verhandlung — diesmal dauerte sie neun Tage — und nun gaben fünf von sieben Stimmen ihre Stimme für die 25, und verurteilten die 1100 in den Verlust ihrer sämtlichen, 1900 annektierten Güter, Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen, Gelder, und zur Tragung sämtlicher Kosten, im ganzen sicher etwa 90 Millionen Mark. Der Prozeß verdient seiner allgemeinen Bedeutung halber wohl, daß wir einen Augenblick dabei verweilen.

Was waren die auf beiden Seiten angeführten Gründe? Die 1100 sagten: Wir sind eine Körperschaft, die als solche in ihren Versammlungen das Recht und das Organ hat, sich organisch zu ändern, ohne dadurch ihrer Identität und dadurch wieder ihres Gutes verlustig zu gehen.

Die 25 erwiderten: Nein; ihr könnt eure Ansichten ändern, aber dann gehört ihr nicht mehr der Free Church an, sondern habt aus derselben auszutreten; das Vermögen gehört der Free Church, und geht nicht mit euch; denn es wurde der Free Church gestiftet, und ein wesentlicher Grundsatz der Free Church ist „Establishment“. Eine Vereinigung mit einer Staatsrechte überhaupt ablehnenden Kirche (den Presbyterianern) ist also grundsätzlich unmöglich.

Man sieht, es stehen sich also zwei Auffassungen gegenüber; die eine geht aus von der Identitätsfrage und betrachtet die Rechte der gesetzgebenden Versammlung. Die andere betrachtet rein rechtlich die Vermögens- und Stiftungsfragen. Es ist interessant zu beobachten, daß beide schottische Instanzen — überwältigt von dem offenkundigen Willen der Mehrheit, zu ändern — sich ihrer Auffassung angeschlossen; schwer verständlich wird aber immer bleiben, wie sie so weit gehen konnten, den Rest in den Verlust ihrer Güter und die Kosten zu verurteilen, obgleich dies allerdings nur die strenge Folge ihrer Grundannahme ist. Die englischen Richter dagegen stellten rein die Frage: wem und zu welchen Zwecken war das Vermögen gestiftet? Solange dieser Zweck, diese Gemeinschaft noch weiter besteht, gehört den darin Verbleibenden das ganze Vermögen, mag dieses noch so groß, die Zahl der Besitzer, d. h. Verwalter, noch so klein sein. Sie wurden nicht von der Zahl der ändern-Wollenden überwältigt und, folgend verschiedenen in demselben Sinne gefaßten Urteilen, gaben sie ihren Spruch, ein herrliches Beispiel des: Fiat justitia, ruat coelum.

Interessant ist aber weiter noch eines: Alle Welt wünscht nun einen Vergleich zwischen den beiden Schwestern. Jedermanns Hirn sträubt sich, die Sache nun als ganz erledigt anzusehen, und niemand nimmt an, daß die kleine Free Church nun tatsächlich die Erbin des Riesenvermögens werde. Alle Welt erwartet irgend einen Ausweg, etwa so, daß die Free Church der United Free Church einen entsprechenden Anteil freiwillig über-

läßt. Mein, kann sie das rechtlich? Sie ist ja nur Verwaltung einer für Free Church-Zwecke gesammelten Vermögens und kann, ohne selbst sich einer Verfehlung gegen das Stiftungsvermögen schuldig zu machen, dies nicht für Zwecke einer anderen Denomination verwenden. Und dieser rechtliche Einwand ist ausschlaggebend. Es gibt jedoch einen Ausweg: das Parlament ist allmächtig; wenn es einem Privatntrage auf eine entsprechende Vermögensabtretung an die United Free Church zustimmt — was es ohne Zweifel eintretendenfalls tun wird —, so ist die Sache rechtlich glatt und der Streit kann für das gewöhnliche Rechtsgefühl befriedigend beigelegt werden.

Zuor aber wird es noch langer Verhandlungen bedürfen, und es ist fraglich, ob die stolzen Führer der United Free Church es überhaupt zu Friedensverhandlungen mit der früher schändlich behandelten Minderheit kommen lassen werden. Schon fließen die Beiträge reichlich und es ist nicht sicher, wie weit die Besiegten nun in ihrem Trotz und in ihren Spitzfindigkeiten gehen werden. Schon haben die Führer in einem Manifest — das in ihren sämtlichen Kirchen am Sonntag nach dem Urteile verlesen wurde; vorher wurden die Kirchengemeinden betr. der Einigung überhaupt nicht gefragt — erklärt, sie stehen in Gottes Hand, auch böse Zeiten seien Gottes wohlwollende Fügung und ihre Kirche scheine eben von Gott besonders dazu ausersehen zu sein, mehrfach durch tiefe Not hindurchzugehen und so ein Beispiel tragender Geduld zu geben. Ist es aber nicht eine Blasphemie, wenn diejenigen Leute, die vorher so hochfahrend wie möglich aufgetreten sind und sich nun in diesem rein weltlichen Kampfe durch ihre eigene Unvorsichtigkeit und gewalttätiges Wesen eine böse Schlappe zugezogen haben, wenn sie sich nun die Märtyrerkrone aufs Haupt setzen und sich als besondere Werkzeuge Christi ausgeben? — Und noch eine letzte Bemerkung drängt sich auf, die wir der Lehre halber nicht hintanhaltend wollen: nichts, gar nichts hat in den letzten Jahren der christlichen Kirche in Schottland so viel geschadet wie dieser mehr und mehr heftig werdende Streit der christlichen Brüder. Ein angesehenener Rechtsanwalt — der der Established Church angehört, gegen welche unter anderem der Bund der United Free Church gemüht war — erzählte mir und anderen unter Dach, er habe die ganze Nacht nicht schlafen können vor eitel Freude über diesen Mißerfolg einer so rührigen kirchlichen Partei; alle fünf Minuten sei er aufgewacht und habe lachen müssen über die Demütigung der stolzen 1100. Mag dies Schadenfreude sein; sie ist ehrl ich und menschl ich; so aber geht es nicht nur diesem in seinen kirchlichen Grundsätzen festen, gebildeten Mann, sondern es geht so Tausenden, die angefeilt durch das Gezänke dadurch der Kirche tiefer, gründlicher entfremdet werden als auf manche andere Weise.

Edinburg, 8. Aug. 1904.

D. G.

## Bücher und Zeitschriften.

„Der goldene Spiegel“ und Wielands politische Ansichten. Von Dr. Oskar Vogt. Berlin 1904. Alexander Dunder. (26. Band der „Forschungen zur neuern Literaturgeschichte“. Herausgeg. von Dr. Franz Munder.)

Wieland, dieser überaus reiche, fruchtbare und vielseitige Schriftsteller wird immer noch nicht, weder seiner historischen Bedeutung noch seiner absoluten Größe nach, allgemein so gewürdigt wie er es verdient. Bei ihm hat die literarhistorische Forschung noch viele Verschäumnisse einzuholen. Lebhaft darf daher das Buch von Dr. Vogt als eine neue Erscheinung im Gebiete der wissenschaftlichen Wieland-Literatur begrüßt werden, wenn es auch den Dichter von einer Seite betrachtet, die nicht im Vordergrund des Interesses steht. Als einen Hauptstützpunkt für das Urteil über Wieland als Politiker nimmt Vogt mit vollem Rechte den Roman „Der goldene Spiegel“ in Anspruch. Ihm gilt der erste, kleinere Teil

seines Buches. Ueber Wesen, Inhalt, Entstehen und Form des Wielandschen Staatsromans gibt Vogt eine Reihe tiefbringender, verständnisvoller Ausführungen, wenn auch noch manches über dieselben Gegenstände zu sagen wäre. Das Kapitel „Quellen“ hätte ausbleiben dürfen; denn mit seinem kleinen, negativen Inhalte nimmt es sich nur wie eine Entschuldigung dafür aus, daß der Verfasser „die nicht nur sehr umfangreiche, sondern auch sehr schwierige, wenn nicht unlösliche Aufgabe“, eine genaue Untersuchung der Quellen des goldenen Spiegels zu liefern, nicht geleistet hat. Der zweite Teil des Buches geht in näheren auf Wielands politische Ansichten ein. Wie Wielands ethisches und ästhetisches Glaubensbekenntnis im Laufe der Zeit Wandlungen durchmachte, so änderten sich auch seine politischen Anschauungen in den einzelnen Lebensabschnitten, und zwar teilweise so erheblich, daß die Entwicklungslinie derselben mehrfach starke Wendungen, oft Schlingen und Rückläufe aufweist. Die beiden Endpunkte bilden der Republikaner (in der Jugend) und der Monarchist Wieland (im späteren Leben). Am stärksten schwankte der letztere zur Zeit der französischen Revolution. Die Anlage des Vogtschen Buches verhindert es leider, den Entwicklungsgang des Politikers Wieland dem zeitlichen Verlaufe nach deutlich verfolgen zu können. Vogt betrachtet jede Frage gesondert in einem Abschnitte (z. B. III. Wieland und die Verfassungsfrage, IV. Verhältnis von Obrigkeit und Untertan, V. Volksbildung u. s. w.) und ist dabei bemüht, jeweils die endgültigen oder hauptsächlichsten Meinungen des Dichters über die betreffenden Punkte klarzulegen. Ihre Modifikationen, ihr zeitliches Erscheinen, sowie die Gründe dafür werden meist nur in kurzen Seitenblicken brüht. Vogt legt bei seinen Untersuchungen den Hauptwert auf die Bestimmung des Grundcharakters in den wechselvollen politischen Ansichten Wielands. Er schließt sich den Worten Goethes an, die dieser in seiner Grabrede auf Wieland sprach: „Er spielte zwar mit seinen Meinungen, aber niemals mit seiner Gesinnung.“ Die redliche Gesinnung läßt Wieland, wie aus Vogts Darlegung hervorgeht, in der Tat auch nie vermissen. Er hatte stets nur das Beste für die Menschen im Auge. Wahre Humanität war immerfort in ihm wach. Die gesunde Vernunft galt ihm als Richtschnur bei allen seinen politischen Forderungen. Extrem radikal war Wieland nie, auch nicht als Republikaner; ebenso stimmte er nie dem absoluten Despotismus zu, so sehr er auch die monarchische Zentralgewalt für einen Staat bisweilen forderte. Wieland suchte zwischen den konservativen und liberalen Gegenseiten zu vermitteln. Damit hängt es auch zusammen, daß Wieland als Politiker Ektiker ist. Selbst von seinem großen Gegner Rousseau, gegen den der goldene Spiegel gerichtet ist, entlehnt er manche Gedanken. Das Uebernommene verschmilzt er aber in seiner Seele zu einer einheitlichen Anschauung, die als solche neuen und persönlichen Wert besitzt. — Das Bild, das uns Vogt von dem Politiker Wieland entwirft, ist reich gestaltet und sicher gezeichnet. Genaue Sachkenntnis und tiefe Gründlichkeit verschaffen seinem Buche einen hervorragenden Wert. Diese neue Bereicherung der Munderschen „Forschungen“ wird kein Wieland-Forscher entbehren können.

Dr. Arnulf Sonntag.

Handbuch der allgemeinen und speziellen Hydrotherapie. Von L. Schweinburg. Wiesbaden 1904. J. F. Bergmann.

Die Lehrbücher der Wasserheilkunde mehren sich in jüngster Zeit in auffallender Weise, sie fußen alle mehr oder weniger auf den Lehren des Altmeisters Winternitz. In den letzten Jahren sind die hydropathischen Einzelstudien an Zahl derartig gewachsen, daß eine wissenschaftliche Ordnung derselben für den beschäftigten Arzt ein unabweisbares Bedürfnis wurde. Dem Autor, Chefarzt einer österreichischen Wasserheilanstalt, kann das Zeugnis ausgestellt werden, daß es ihm gelungen ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen und in fließender Diktion den modernsten Standpunkt dieses wichtigen Teiles der Therapie präzisiert zu haben. Er beginnt mit einer kurzen physiologischen Einleitung, in der er den Einfluß der Wasserprozedur auf die Temperatur des Körpers, die Herzstätigkeit, den Blutdruck, die Muskeln, Drüsen und die Respiration klarlegt, dann schildert er die ein-

gelenen Badeprozeduren, bei welchen er einzelne (das elektrische und Kohlensäurebad, sowie das Lichtbad) als nicht zur Hydrotherapie gehörig hätte weglassen können und endlich führt er diejenigen Krankheiten auf, bei welchen mit Vorteil von der Wasserkur Gebrauch gemacht wird. — Dies ist die in allen Lehrbüchern befolgte Einteilung des Stoffes, sie ist naheliegend und praktisch. Wie aber Schweinburg sich das Thema zurechtgelegt hat und welche Schlussfolgerungen er daraus gezogen hat, das ist zum Teile neu und darum in hohem Grade interessant. Wir sehen, daß es wenige Krankheiten gibt, bei denen das kalte Wasser keinen Nutzen bringen kann, freilich nur in der Hand des wohlversahrenen, physiologisch klar denkenden Arztes, wir sehen aber auch, wie fleißig auf diesem Gebiete, das leider auch vielfach von Laien begangen wird, gearbeitet wird und welche Erfolge diese Arbeiten gezeitigt haben. Das vorliegende Buch kann als eine Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur betrachtet werden und verdient nicht nur die Beachtung der Fachgenossen, sondern der Ärzte überhaupt.

m.

## Allgemeine Rundschau.

### Die Ausstellung der letztjährigen ägyptischen Funde in London.

Im Anschluß an die Berichte über die Resultate der Ausgrabungen in Aegypten in der letztjährigen Kampagne (Beilage 1904, Nr. 143, S. 543 und Beilage Nr. 171, S. 191) entnehme ich einiges über die Ausstellung der bei diesen Ausgrabungen gemachten und nach England verbrachten Funde verschiedenen Nummern englischer Wochen-schriften. In University College, Gower Street, sind von den Funden, die Dr. M a b i l l e von Genf und G. R. H a l l vom British Museum für den „Egypt Exploration Fund“ zu Deir-el-Bahari gemacht haben, ausgestellt. Zu dem unter „Neues aus Alt-Aegypten“ in der Beilage Nr. 171 Gesagten wäre noch hinzuzufügen, daß der Architekt, welcher den Tempel des Mentuhotep um 2832 vor Chr. erbaute, Mertisen hieß und sein von Maspero entziffertes Familiendenkmal sich zu Turin befindet. Einige Kalksteinfragmente von Porträts des Pharaos Mentuhotep sind zur Zeit in London zu sehen gewesen, die ein ganz neues Licht auf die bisher als geringwertig betrachtete Kunst des mittleren Reiches werfen. In der Technik sind diese Arbeiten so gut wie Werke des neuen Reiches; die Freiheit der Kunst des alten Reiches fehlt. Ganz vortrefflich sind hier die ausgestellten Reliefs aus dieser Periode mit Viehtreibenden und schilfrohrsammelnden Sklaven. Von den Grabbeigaben, wodurch die frommen Aegypter ihrem Könige das jenseitige Leben a la Diesseits einrichteten, ist eine vollständige Wäderei zu erwähnen: auf einem Brett, zwei Fuß im Quadrat groß, rollen Frauen den Teig, während die Männer mit langen hölzernen Schaufeln, wie sie die Wäder heute noch gebrauchen, die Brote in bewegliche Defen schieben. Auch ein Getreidespeicher mit arbeitenden Sklaven ist vorhanden. Die Mumien von zwei königlichen Hofherren und einer Dame zeigen die außerordentlich wohlgepflegten Hände, wie sie für vornehme Aegypter charakteristisch sind; bei der Dame vom Hofe Mentuhoteps waren — vor fast 5000 Jahren — die Fußknochen gerade so verbildet, als wenn sie zu enge Galbsstiefel getragen hätte. Ein Reservoir, in welches in späterer Zeit Toiletgegenstände geworfen worden waren, hat ein ganzes Museum aus der 18. Dynastie überliefert: eine Notiztafel stellt einen Schreiber, die von ihm selbst gefertigte Inschrift lesend, dar, in einer anderen ist das heilige Land Bunt erwähnt; Egvotos, als Augen, Ohren, überhaupt alle menschlichen Körperteile; das Material ist blaue Fayence, Bronze, Zinn; aus letzterem sind zahlreiche Bilder der Göttin Hathor gefertigt, die in Deir-el-Bahari besondere Verehrung genos. Selbstverständlich sind auch Scarabäen und Graffiti dem Egypt Exploration Fund zuteil geworden, die das Kairoer Museum im Uebermaß besitzt; unter den letzteren ist ein Ostrakon, das den Verkauf eines assyrischen Sklaven meldet.

Aus der Periode der N a m e s s i d e n (20. Dynastie, 12. Jahrhundert vor Christi) ist ein vollständig erhaltener Laib Brot in dreieckiger Form, allerdings etwas versteinert, zu sehen, ferner Seile und Körbe aus Flechtwerk, die wie neu aussehen. Unter den Werkzeugen ist ein Meißel aus gehärtetem Kupfer, der von der Londoner Ausstellung nach Kairo ins Museum zurückwandern muß, da er ein ausgezeichnetes Beispiel der Technik abgibt, mit der die alten Aegypter Bronze gleich Stahl härten konnten. Unter den griechischen Funden wird ein Relief mit einer Antaeusdarstellung bemerkt; aus der koptischen Periode stammen Ostraka, eine eiserne Lanze, ein kleines Holzkreuz u. dergl. m. Wie die babylonische Konfigur eines sitzenden, Tam-Tam schlagenden Mannes aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. in die mehrere Jahrtausend jüngere Schicht geraten ist, ist nicht zu erklären. Selbstverständlich umfaßte die von dem „Egypt Exploration Fund“ und dem „Egypt Research Fund“ in Gowerstreet gemeinschaftlich gemachte Ausstellung auch einige Probestüde der von Grenfell und Hunt gefundenen Oxyrhynchos Papyri, so die Originale der neuen Logia Jesu, über die A. Deißmann vor kurzem an dieser Stelle ausführlich gehandelt hat, des neuen und bekanten Evangelienfragments, des Fragments des Menandrischen Kolay u. a. m. Professor F l i n d e r s P e t r i e hat dieses Jahr zu Athen hauptsächlich Lampen und Terrakotten aus der griechischen und römischen Zeit gefunden; doch konnte er auch einige Fragmente von Kolossalstatuen Ramses' II. und eine Gruppe aus rotem Granit, Ramses II. zwischen Ptah und Harshes, dem Vokalgotte von Athen, darstellend, nach London senden. Das Hauptstück der Petrieschen Funde ist eine Goldstatuette des Gottes Harshes in vorzüglicher Ausführung und Erhaltung. Flinders Petrie datiert die Statuette auf 700 v. Chr.; das wäre 25. Dynastie.

In der „Society of Antiquaries“ ist aus den Ausgrabungen G a r s t a n g s bei Beni-Hassan der prächtige Sarg des Sebel-hetep-an, eines hohen Tempelbeamten, mit Texten aus dem Totenbuche bedeckt, ausgestellt, und der eines gewissen Meter-neht-an, der mit Varianten der Pyramidentexte von Sakkarah beschrieben ist. Diese Sarkophage (12. Dynastie) hatten Mumien enthalten. Aber es hatten sich auch Topfgräber aus der 3. Dynastie mit verschiedenen Körperlagen der Toten gefunden, gefaltete, hochende und gestreckte Gerippe, so daß auch in dem konservativen Aegypten verschiedene Bestattungsarten für frühe Zeiten anzunehmen sind. Erstauulich reich sind die Szenen aus dem Leben darstellenden Grabbeigaben aus der 12. Dynastie; da ist außer Wädereien und Speichern eine vollständige, im Gang befindliche Brauerei zu sehen: Sclaven präparieren das Malz, andere legen es in die Gärungsfässer, andere tragen das fertige Bier in Krügen weg. Auch ein Schlachthaus ist nach der Ausstellung der „Society of Antiquaries“ gekommen und man konnte sehen, wie die Renden der geschlachteten Däsen zu Opferzwecken auf die Seite gelegt sind. Unter den Bootsmodeellen hatten einige mehr als zwanzig Ruderer; auf dem Verdeck des einen spielen Krieger Schach oder Damenspiel. Köstlich ist auch eine mit gefülltem Marktloch auf dem Kopf und zwei Rädchen in beiden Händen vom Markte heimkehrende Küchenflavin (Konfigur), und unübertroffen ist der am Stabe gehende Mann, eine Holzstatuette, die dem bekannten, in jeder Kunstgeschichte figurierenden Schei-el-Beled nicht nachsteht. Unter den zahlreichen Köpfen charakteristischer Form ist ein blau emailierter, einen Hgel darstellend, zu nennen.

Alles tritt aber an Wichtigkeit hinter dem Beilage S. 544 bereits erwähnten, von Garstana bei der Nachlese zu Megaba gefundenen fehlenden Stück des Eiseninselschens des Königs Aha, der mit dem fabelhaften König Menes identifiziert wurde, zurück. Zudem wurde von Garstana auch noch ein Duplikat des ganzen Stückes entdeckt, das jetzt die Möglichkeit gibt, die Inschrift von neuem in extenso zu studieren.

M.



## Hochschulnachrichten.

\* **München.** Der außerordentliche Professor an der Tierärztlichen Hochschule Dr. Bruno H o s e r ist zum ordentlichen Professor der Zoologie und Fischkunde an der genannten Hochschule ernannt worden.

\* **Tübingen.** Der Senior der Juristenfakultät, Professor des Privat- und Handelsrechts Dr. Otto v. F r a n k l i n, der seit 1873 an der hiesigen Hochschule wirkt, wird mit Beginn des nächsten Semesters in den Ruhestand treten. ((Vergl. Nr. 147.))

\* **Freiburg i. Br.** Unserer Notiz in Nr. 184 über das Preisauschreiben des Senats (als Verwaltungsbehörde der Rudolf Schleiden-Stiftung) betr. die Verabfassung einer Zunftgeschichte Freiburgs tragen wir nach, daß die Arbeiten bis zum 1. März 1906 beim Dekan der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität eingereicht sein müssen. Die Entscheidung über die eingegangenen Arbeiten wird am 1. August 1906 bekanntgegeben.

**hc. Gießen.** Der außerordentliche Professor der Mathematik in Halle, Dr. Hermann G r a f m a n n, ist an Stelle von Professor Dr. Joseph Wellstein, der nach Strazburg i. E. übertriedelt, an die hiesige Universität berufen worden.

\* **Wien.** An der theologischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich der Weltpriester Dr. Karl S i r s c h als Privatdozent habilitiert.

**hc. Von technischen Hochschulen.** Der Regierungsbaumeister Friedrich O s t e n d o r f in Berlin ist als etatsmäßiger Professor für mittelalterliche Baukunst an die D a n z i g e r Technische Hochschule berufen worden. — Professor Fritz G e i s e an der Bergakademie in Berlin ist an Stelle des kürzlich verstorbenen Geh. Bergrats Dr. Hugo S c h u l z zum Direktor der Bergschule in B o c h u m ernannt worden.



## Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Hermann Stockel, Gymnasialprofessor in München: Geschichte des deutschen Schrifttums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Gemeinverständlich dargestellt. 1. Hälfte: Von der ältesten Zeit bis auf Martin Opitz. (Lehmans Volkshochschule. 3. Bändchen.) — Artarias Plan von Wien. Mit Strassenverzeichnis und Führer 1904. Wien. Artaria u. Co. — Hans v. Wolzogen: Thematischer Leitfaden durch die Musik zu Richard Wagners Parsifal nebst einem Vorwort über den Sagenstoff des Wagnerschen Dramas. Neue Aufl. Leipzig. Feodor Reinboth. 82 S. — Franko-Germanus: Frankreichs Versündigungen an Kirche und Christenheit (843—1904). München 1904. Joseph Roth. 235 S. — C. Zöllner-Lionheart: Aus gutem Hause. Novelle. Berlin 1904. Albert Goldschmidt. 170 S. — Reinhold Ortman: Ein Geständnis. — Des Herzogs Werbung. Zwei Novellen. Ebenda 1904. 112 S. — L. Mirow: Mozarts letzte Lebensjahre. Eine Künstlertragödie in drei Bildern. Mit einl. Vorwort und einem Nachwort. Leipzig 1904. Richard Wöpke. 144 S. — Dr. Max Bisler, Gymnasialprofessor. Die öffentliche Armenpflege der Reichsstadt Augsburg mit Berücksichtigung der einschlägigen Verhältnisse in anderen Reichsstädten Süddeutschlands. Ein Beitrag zur christlichen Kulturgeschichte. Paderborn 1904. Ferdinand Schöningh. 192 S. — Hans v. Wolzogen: Führer durch die Musik zu Richard Wagners Festspiel Der Ring des Nibelungen. Ein thematischer Leitfaden. Neue wohlfl. Ausgabe. Leipzig. Feodor Reinboth. 94 S. — C. E. Bergling: Stereoskopie für Amateur-Photographen. 2. Aufl. (Photogr. Bibliothek. Bd. 3.) Berlin 1904. Verlag v. Gustav Schmidt. 58 S. — Dr. E. Holm: Das Photographieren mit Films. Mit 51 Abb. (Photograph. Bibliothek. Band 11.) Ebenda 1904. 64 S. — Dr. W. Scheffler: Anleitung zur Stereoskopie m. e. Anh.: Stereoskopische Formeln u. a. Mit 37 Abb. (Photogr. Bibliothek. Bd. 21.) Ebenda 1904. 99 Seiten.

## An unsere Leser!

Wir empfehlen

## Einband-Decken

für die

## Beilage

zur

## Allgemeinen Zeitung

in solider Lederimitation mit Feinwandrücken und Golddruck:

## Wissenschaftliche Beilage

zur

## Allgemeinen Zeitung

1904

II. Quartal

Feine elegante Ausstattung

Eine sehr solide Arbeit

Ein besonders billiger Preis.

Diese drei Eigenschaften haben unsere **Quartalbanddecken sehr rasch**

**beliebt und unentbehrlich**

gemacht.

Die wissenschaftliche Beilage in unseren **Quartalbänden** mit Inhaltsverzeichnis gesammelt und gebunden, wird unseren Freunden und Lesern als **Ganzes bedeutend wertvoller sein** und eine Zierde für jede Bibliothek und jeden Büchertisch bilden.

Dabei kommen ganz geringe Anschaffungskosten in Betracht.

## Einzelne Quartalbanddecken

kosten mit Porto **M. 1.20.**

**Ganze Jahrgänge** (4 Decken) **M. 4.—** inkl. Porto (innerhalb Deutschlands und Oesterreichs).

**Frühere Jahrgänge** werden sofort nachgeliefert.

Bestellungen nimmt jede **Buchhandlung**, wie auch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München, entgegen.

Verlag der

**Allgemeinen Zeitung München.**